

Predigt am Ewigkeitssonntag, 23.11.2014

Universitätsprediger Prof. Dr. Wolfgang Schoberth

Gnade sei mit euch und Friede, von dem, der da ist und der da war und der da kommt.

Liebe Gemeinde,

das Wort, das über diesem Gottesdienst steht, stammt aus einem Lied des Heinrich von Laufenberg aus ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts: *Ich wollt, dass ich daheime wär*. Das Lied wird selten gesungen, obwohl es mehrfach vertont wurde, und auch wir haben es heute nicht gesungen. Es ist kein sehr populäres Lied, weil seine Sprache und seine Vorstellungswelt uns doch recht fremd ist; man braucht schon einige Erläuterungen dazu, um dieses Lied zu verstehen. Das liegt aber nicht nur an seinem Alter; es ist eher die Art der Frömmigkeit und des Glaubens, die uns doch etwas fremd geworden ist. Denn dieses Lied lebt ganz von dem Gegensatz zu dieser Welt, von der Sehnsucht des Sängers, diese Welt hinter sich zu lassen. *1. Ich wollt, daß ich daheime wär / und aller Welte Trost entbehr. 2. Ich mein, daheim im Himmelreich, / da ich Gott schaue ewiglich.*

Vielleicht geht es manchen von Ihnen da ähnlich wie mir: Mir ist da nicht ganz wohl mit den Stücken unserer christlichen Tradition, die von unserer Welt nur als Jammertal reden, die irdisches Glück und die Freude über die Gaben dieser Welt abtun. Ich habe Schwierigkeiten damit, wenn Glauben heißen soll: *aller Welte Trost entbehren*.

Sind Christen jenseitsverliebt, und deswegen dieser Welt und den Freuden entfremdet? So lautet ja auch ein Vorwurf, der dem Christentum immer wieder gemacht wurde, von Feuerbach und Nietzsche und von vielen anderen bis heute. Evangelisches Christsein hat sich mit der Betonung der Aktivität des Glaubens und der Weltgestaltung gegen diesen Vorwurf gewehrt; und das sicher zu Recht. Das Lied von Philipp Nicolai, das wir gesungen haben, ist uns darum nicht nur vertrauter, sondern in seinem Ton auch näher. Das Lied klingt nach Aktivität und Aufbruch, nicht nach Weltflucht und Weltverneinung. Glaube heißt, diese Welt zu gestalten, das Leben anders zu leben, heißt Gottes Liebe unter den Menschen zu verkörpern.

Und sicher nicht nur mir kommt da immer Bonhoeffers Satz aus seinen Gefängnisbriefen in den Sinn: „dass man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt.“ So wird die evangelische Kirche ja auch in der Öffentlichkeit und in den Medien ganz überwiegend wahrgenommen: Sie ist zuständig fürs Soziale und die Werte, die unser Zusammenleben hier tragen und formen, und zu denen dann auch die Spiritualität gehören kann, die zu einem vollen Menschsein nötig sei. Für dieser Wahrnehmung ist bezeichnend, was unser Landesbischof in den Interviews nach seiner Wahl zum EKD-Ratsvorsitzenden gefragt wurde: Es ging durchweg um sozialetische Fragen, und ich fand es schon beeindruckend, mit welcher Beharrlichkeit und welchem Geschick er dann auch die anderen Dimensionen des Glaubens ins Gespräch brachte.

Denn unser Leben ist nicht nur Aktivität und nicht nur Gestaltung. Leben ist auch Passivität, Ertragen und auch Leiden – das kennt jeder. Und darum ist Glaube eben beides, wie das Leben beides ist: Tun und Erleiden, Freude und Jammer, Gestaltung und Ertragen dessen, was sich nicht ändern lässt. Glaube ist nicht Gleichmut; er hat verschiedene Zeiten.

So ist das auch in unseren Kirchenliedern, die neben die Klage über das Jammertal die Freude über Gottes Gaben stellen; sie jauchzen und flehen, bitten und danken. Und auch unser Kirchenjahr bildet das ab: Festzeiten und stille Zeiten; Zeiten des Jubels und Zeiten der Einkehr; Zeiten der Trauer und Zeiten des Aufbruchs. Es ist gut, dass wir daran erinnert werden, dass das alles zum Glauben gehört, weil es zum Leben gehört. Freilich kann das nur im Nacheinander dargestellt werden, was in einem Menschenleben oft genug durcheinander geht und erst Recht in einer Gemeinde gleichzeitig ist: Freude und Trauer, Dankbarkeit und Klage, Glück und Sorge. Sie stehen aber auch nicht nur nebeneinander, sondern sind alle geborgen in demselben Gott und sie gehören alle zusammen in derselben Hoffnung, die aus den Verheißungen Gottes kommt.

Ich lese den Predigttext für den heutigen Ewigkeitssonntag aus 2 Petr 3, 8–13:

Eins aber sei euch nicht verborgen, ihr Lieben, dass ein Tag vor dem Herrn wie tausend Jahre ist und tausend Jahre wie ein Tag. Der Herr verzögert nicht die Verheißung, wie es einige für eine Verzögerung halten; sondern er hat Geduld mit euch und will nicht, dass jemand verloren werde, sondern dass jedermann zur Buße finde. Es wird aber des Herrn Tag kommen wie ein Dieb; dann werden die Himmel zergehen mit großem Krachen; die Elemente aber werden vor Hitze schmelzen, und die Erde und die Werke, die darauf sind, werden ihr Urteil finden. Wenn nun das alles so zergehen wird, wie müsst ihr dann dastehen in heiligem Wandel und frommem Wesen, die ihr das Kommen des Tages Gottes erwartet und erstrebt, an dem die Himmel vom Feuer zergehen und die Elemente vor Hitze zerschmelzen werden. Wir warten aber auf einen neuen Himmel und eine neue Erde nach seiner Verheißung, in denen Gerechtigkeit wohnt.

Liebe Gemeinde,

auch hier mag uns einiges befremden: die apokalyptischen Bilder vom Krachen und Schmelzen und die unmittelbare Erwartung des Weltendes sind nicht die Gestalt unseres Glaubens. Aber der Kern ist die grundlegende Gewissheit, die auch unsere Glauben tragen muss: Es gibt eine andere Welt, nämlich die Welt Gottes, in der nicht die Spielregeln der Macht, sondern die Kraft der Liebe herrscht.

Denn das ist Glauben: Dass Gott uns nahe kommt und unseren Blick umkehrt und unser Leben erneuert, weil wir von dieser anderen Welt hören und erfahren, in der Gottes Wille gilt. Ich meine, dass man Bonhoeffer auch so lesen muss: dass man in der Diesseitigkeit *glauben* lernt. Denn das ist alles andere als selbstverständlich. Die Hoffnung, das da mehr ist, als wir jeden Tag sehen und erfahren, die Gewissheit, dass in kleinen Zeichen ein Neues heraufkommt, der Mut, neue Wege zu gehen – das alles kommt aus der Zusage Gottes. Von alters her nennen wir diese andere Welt „den Himmel“, weil Gottes Wille und seine Liebe größer sind als das, was wir uns vorstellen können. Die Erde gehört dem Herrn, das weiß der Glaube; er weiß aber auch, dass da noch mehr zu hoffen ist; er weiß, dass der Schöpfer Himmels und der Erde auch den Tod überwunden hat und für uns Zukunft hat: seine Zukunft.

Weil Christinnen und Christen vom Himmel wissen, darum brennt in uns die Sehnsucht nach der Welt Gottes. Der Glaube weiß um das Heimweh, das aus Heinrich von Laufenbergs Lied spricht, und er weiß, dass unsere Heimat im Himmel ist. Das ist schon ganz recht, wenn wir dann angesichts des Todes eines Menschen davon sprechen, dass er heimgegangen ist. Für uns auf dieser Erde gehört das im Glauben zusammen: Trauer und das Wissen um die Heimat im Himmel – *Daheim ist Leben ohne Tod / und ganze Freude ohne Not.*

Das ist kein Widerspruch: Weil wir wissen, dass Gott den Tod nicht will und nicht das Leid, darum findet sich der Glaube nicht ab mit der Wirklichkeit dieser Welt. Er kann sich nicht abfinden mit der Wirklichkeit der Ungerechtigkeit und der Lieblosigkeit, und er kann sich nicht abfinden mit der Wirklichkeit des Todes. Darum ist in uns die Sehnsucht nach seinem Himmel, und die Sehnsucht danach, dass er unter uns erfahren wird und in unserem Leben auf unserer Erde sich zeigt. Darum gehört auch bei näherem Hinsehen beides zusammen: Das *Wacht auf* und das *Ich wollt, ich wär daheime*. Und darum gehört zur Wahrnehmung der Kirche auch beides: die Aufmerksamkeit auf das, was in dieser Welt sich ändern lässt und ändern muss, die Sorge um die gute Einrichtung unseres Zusammenlebens *und* die Botschaft vom Himmel Gottes.

Wir warten aber auf einen neuen Himmel und eine neue Erde nach seiner Verheißung, in denen Gerechtigkeit wohnt. Amen,

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.